

Nie endend: Literarische Begegnungen

Zwiegespräch

Das Wochenendhaus liegt am schönsten Platz des Dorfes: Hinter der kleinen Blumenwiese am Ende des Fahrwegs, im lichten Schatten einiger Kiefern, leicht oberhalb des windschiefen Friedhofzauns. Mit denen, die dort begraben sind, haben beide nicht viel zu schaffen. Henje ist hier nur zu Besuch. Philip wohnt noch nicht lange im Dorf. Er kennt nur einige der Leute hier am Ort, flüchtig. Rechts seitlich, schon etwas in den Wald hinein, haben sie es sich an dem Sitzplatz bequem gemacht. Ein Eichelhäher fliegt davon, laut schimpfend über die Katze, die durch das hohe Gras schleicht. Irgendwo klopft ein Specht. In einem leichten Luftzug rauschen Blätter. All das ist Teil der fast durchscheinenden Wirklichkeit dieses Spätfrühlingsnachmittags, Geräuschkulisse, Hintergrund. Die Beiden nehmen das alles nur schwach wahr, abgeschattete Mitgegebenheit ihres Gesprächs. Sie sind hoch konzentriert – und doch entspannt. Sie sind bei der Sache. Ihr Thema hält sie gefangen. Und sie bewegen es: in ihren Gedanken, mit den Worten, mit denen sie es auf den Punkt zu bringen suchen, in dem Schweigen, mit dem sie ein Argument des Anderen abwägen oder ein eigenes prüfen, ehe sie es aussprechen. Es geht um alles!

„Ich könnte ja neidisch werden, wenn ich sehe, dass Du diesen Jahrmarkt der Eitelkeiten so gänzlich hinter Dir gelassen hast“, sagt Henje gerade. „Diese Selbstgefälligkeit und den zur Schau gestellten Berufsoptimismus der Größen der Zunft nicht mehr ertragen zu müssen, ihre Bücher einfach nicht mehr zu lesen, das hat schon was. Aber dass du dich auch unseren politischen Debatten so ganz entziehst, das versteh ich nicht“. „Was ist daran nicht zu verstehen?“ erwidert der Andere. „Erst einmal geht es für mich darum, Abstand zu gewinnen. Den brauche ich einfach. Ich lese Schriftsteller, gehe in Museen, Konzerte; schreibe selber Prosa und Gedichte. Für ‚das Elend der Welt‘ habe ich meine Tageszeitung - und bei Bedarf auch noch das Internet. Die Bücher der Soziologen brauche ich dazu nicht. Die allerwenigsten verstehen etwas davon – und können es dann womöglich auch noch angemessen aufschreiben wie der Bourdieu. Also ich verfolge schon noch, was geschieht, in der Welt und mit mir darin, vielleicht sogar besonders genau. Aber wenn ich mich an Euren Debatten beteilige, auch wenn da Wissenschaftler mit den Praktikern zusammenkommen, auf die ich immer mehr gegeben habe, dann muss ich mich doch sofort mit diesen dürren wissenschaftlichen Konstrukten wieder auseinandersetzen und mit den Hauptstichwortgebern, die ich so leid bin. Nein, da sitze ich lieber hier, oder ich gehe ich im Wald spazieren, oder ich schreibe eine kleine Geschichte für meine Neffen, z.B. über die Katze da drüben.“

„Das nehme ich dir so nicht ab. Deine ‚Stichwortgeber‘ tauchten doch bei unseren Debatten gar nicht auf. Da diskutieren Wissenschaftler wie wir und Gewerkschafter, Betriebsräte, vielleicht auch Leute von Attac oder so. Und die Fragen, um die es dabei geht, die beschäftigen dich ja ganz intensiv. Du kannst mir doch nicht weismachen, dass deine politische Leidenschaft erloschen ist. Geht es nicht eher darum, dass du frustriert bist: Von der zu geringen Resonanz auch bei den Praktikern, von den vielen Halbheiten, dem ewigen Verweis auf die Zwänge, denen sie sich gegenüber sehen, davon, dass aus dem Dialog mit ihnen nie wirkliche neue Projekte geworden sind, dass sie am Ende doch immer wieder auf den alten ausgelatschten Wegen weitermachen? Lass uns über diesen Frust reden. Den haben wir doch beide. Und auch über unsere Zweifel darüber, ob wir selbst als Wissenschaftler gegenüber den Leuten aus der Praxis gut genug sind im Dialog. Daran müssten wir dann weiter arbeiten. Du selbst hast Brechts ‚Lob des Zweifels‘ oft genug zitiert.“

Plötzliche Stille breitet sich aus. ‚Ich habe den Punkt getroffen‘, denkt Henje, aber vielleicht war ich zu schroff‘. Doch Philip blickt ihm sehr lange und sehr offen ins Gesicht: „Das mit dem Frust, den wir beide haben, stimmt natürlich“, sagt er dann endlich und fährt fort, sehr langsam, jeden Satz genau abwägend, „und das mit unseren Zweifeln auch. Aber ich denke, das ist genau der Punkt. Da machst du es dir zu einfach. Mehr als dreißig Jahre lang haben wir an den gleichen dicken Brettern gebohrt. So lange, dass wir uns gar nicht mehr vorstellen konnten etwas anderes zu tun. Und wir schaffen die gemeinsamen, wirklichen neuen Projekte trotzdem nicht! Womöglich bewegen wir selbst uns ja auch auf ausgelatschten Wegen. Und die Großkopfeten der Zunft, die wissen noch immer, wo es lang geht; oder sie wissen es schon wieder mal. Und es wird wieder eine Sackgasse sein. Und die Praktiker, die sich mit ihren Problemen herumschlagen, über die wir nachdenken und forschen, sind bestenfalls ratlos. Da kann und will ich nicht immer an der gleichen Stelle weiter bohren - und höchstens, vielleicht, mal den Bohrer wechseln. Wenn ich sage, ich brauche Abstand, dann meine ich wirklich Abstand. Ich will anders über unsere Probleme nachdenken. Und mein Werkzeug dazu - mein Bohrer, wenn du so willst – ist jetzt erst einmal die Kunst. Also ein anderer Zugang zur Wirklichkeit. Vielleicht schaffe ich es ja, sie dann besser zu verstehen. Und darum geht es uns doch allererst. Das ist Dir doch nicht fremd. Du liebst Literatur, vielleicht auch Malerei. Du schreibst sogar selbst. Eben hast Du noch gesagt, Du könntest neidisch werden auf mich. Also solltest Du mich nicht so angehen.“

„Klar kann neidisch werden, wenn ich dich hier besuche“, erwidert Henje und beugt sich vor. Er will jetzt nachsetzen, kann die Spannung fast mit Händen greifen, die nun entstanden ist. „Für mich ist dies hier ein Raum für Muße. Der ist wichtig. Und den habe ich nicht in dem Umfang wie du, auch nicht so, wie ich's gern hätte. Vor allem hast du keine Akquise mehr am Hals. Da kann man erst Recht neidisch werden, trotz der persönlichen Einschränkungen, die du damit in Kauf nimmst. Das bedeutet ja vor allem, manche selbstgefällige Gutachter nicht mehr ertragen müssen, die so selbstgenügsam in ihren wissenschaftlichen Artefakten hausen, oder die

Förderbürokratie. Die Leute in den Ministerien werden zurzeit wieder pingeliger, oder vorsichtiger. Sie müssen sich neu vergewissern, welcher politische Wind gerade weht. Aber eben weil du das alles nicht mehr am Hals hast, könntest Du doch um so eher da richtig einsteigen, wo du immer gut warst, im Dialog mit Praktikern, in der Erwachsenenbildung, in unseren Debatten.“

Philip schüttelt den Kopf. „Du siehst nur die Hälfte meines Problems, oder der Schwierigkeiten, die wir beide haben. Vielleicht bin ich es ja auch leid für die Jungs in den Vorstandsverwaltungen immer der nette Kollege zu sein, auf den man bei Bedarf zurückgreifen kann, der mal eine Lücke schließt, der vielleicht ganz gut ist für etwas Wegzehrung – oder viel schlimmer für die Legitimierung dessen was sie gerade tun oder wovon sie überzeugt sind, es auf jeden Fall tun zu müssen. Ich habe es doch eben schon gesagt: Vielleicht laufen wir selbst da längst in ausgelatschten Bahnen. Das meine ich ernst. Und dann müssen wir von unserer Nische aus, doch auch mitspielen in diesem Wissenschaftsbetrieb, auf diesen Jahrmärkten der Eitelkeiten. Da werden die Maßstäbe gemacht, nach denen es um Ressourcen und Anerkennung geht. Und auch unsere Praktiker orientieren sich an diesen Maßstäben, wenn sie den ausgewiesenen Wissenschaftler als Referenten suchen. Und das meine ich alles, wenn ich sage, ich brauche Abstand.“

Die nächste Pause entsteht. Sie droht zu über beiden zu lasten. Fast ist Henje dankbar, dass Philips Katze gerade um seine Beine streicht. Sie mildert die Schärfe von dessen Entgegnung. Er krault ihren Kopf während Philip einen Schluck Kaffee trinkt. „Gut“, sagt er dann, „so Abstand zu gewinnen und einen anderen Zugang zu unserer Wirklichkeit, das finde ich ja richtig. Und der, den du gerade suchst, ist mir auch nicht fremd. Ich bin auch einverstanden, dass es erst einmal ums Verstehen geht. Die Bodenlosigkeit aller menschlichen Wissenschaft vergessen die lieben Kollegen in der Zunft ja immer allzu leicht und allzu gerne. Und das ist sicher nicht allein ein Problem, das sie haben. Das ist auch unser Erkenntnisproblem in Bezug auf die wirklichen Herausforderungen der Praxis – und der Praktiker, die uns wichtig sind. Viele haben nach 68 die Philosophie allzu rasch verabschiedet. Aber deshalb kannst du doch nicht dauerhaft Abstand nehmen oder in Agnostizismus verfallen. Und wo suchst du den Austausch mit Anderen? Wie lange willst du dich auf dich selbst zurückziehen, um Gedichte oder Prosa schreiben zu können? Du brauchst dann doch auch neue Anregungen, neue Inspiration. Und nicht zuletzt: Für uns wären Anregungen durch dich auch hin und wieder ganz wichtig. Mir gefällt Dein Rückzugsort hier auch. Aber er liegt doch nicht auf dem Friedhof da unten. Ich warte darauf, dass du von hier aus wieder auftauchst. Es ist sonst auch möglich, dass man am Ende abstürzt. Ich kenne das von mir selbst doch auch.“

Henje ist zuletzt fast etwas bissig geworden. Philip lächelt darüber. Es ist ein freundliches und entspanntes lächeln. „Du sorgst dich also um mich? Das ist schön. Aber sei unbesorgt. Du bist ja zu Recht neidisch. Es geht mir gut bei dem Abstand, den ich zurzeit gewinne. Und wenn sich da manchmal auch Abgründe auftun: die Poesie ist auch ein rettendes Geländer, an dem ich mich festhalten kann. Also ich

sehe mich nicht abstürzen. Anette und ich, wir müssen uns etwas einschränken, weil wir sozusagen brotlose Kunst betreiben und genießen. Aber wir haben auch viel Zeit gewonnen. Wir haben Zeit für unsere Zwiegespräche. Und ich habe Zeit für viele Dialoge mit Anderen. Was denkst du, wen ich nicht alles als Gesprächspartner wieder oder sogar neu entdecke. Brecht oder Koeppen waren ja schon immer wichtig für mich. Aber manche hatte ich ziemlich aus den Augen verloren und andere habe ich ganz neu entdeckt. Du, und ich mache überraschende Entdeckungen. Und ich werde mich darüber nicht ausschweigen, auch wenn ich darüber nie so schreiben kann wie einige, die mir besonders wichtig sind. Und wer weiß. Mit noch etwas mehr Abstand – und nach noch etwas mehr Austausch mit diesen Zeitgenossen, die sich wirklich lohnen – bin ich vielleicht auch mal wieder für eure Debatten zu gebrauchen. Erst einmal schenke ich Dir nachher ein paar neue Gedichte von mir. Und irgendwann werde ich auch nicht mehr so abgetaucht sein. Aber jetzt lass uns noch einen kurzen Spaziergang machen. Der Weg hier in den Wald, den Hang hinauf, ist sehr schön. Wenn wir schon immer über die beschwerlichen Wege und dicken Bretter sprechen, sollten wir jetzt mal einen Weg wählen, der vielleicht auch steinig, aber doch angenehm zu gehen ist.“.

*Ebereschen – noch nicht ganz rot
Von jenem Farbton, wo sie sich entwickeln
Zu Nachglut, Vogelbeere, Herbst und Tod.*

Gottfried Benn

Gefangen in des Ichs kalter Einsamkeit

Von keinem weiß ich, der lebenslang ähnlich wie du,
auf das unerbittliche Ende hin
ohne transzendernden Trost
und tief versiegelt,
sein Leiden an und in ihr,
seiner Welt,
so unerbittlich auch
austrug.

Doch ich,
ich denk' in der meinen,
die ich glücklich und leidend,
aber tätig vor allem, teile mit Vielen,
im Austausch, offenherzig,
und immer wieder mit Hoffnung gefüllt,
auf Besserung für die Vielen, für mich, schon morgen,
hinweg über alle Endlichkeit an Möglichkeiten des Neuen.

Denn die Kunst kann die Schrecken enden, für eine Weile-
Aber sie und die Schönheiten leben? Nur gegen die Kreisläufe an!

*„Es gibt keine Brücke. Es kann sie nicht geben.
Ein jeder von uns lebt in Einzelhaft.
Doch ist unser ganzes Dichten und Leben
Nur dazu gut. Daß es Brücken schafft:“*

Eva Strittmatter

„Die in dieser relativistisch erweiterten Form im Grunde offene, kreative, immaterielle, allverbundene Verfasstheit der Wirklichkeit eröffnet die prinzipielle Möglichkeit, die unbelebte und auch die belebte Welt nur als verschiedene – nämlich einerseits statisch stabile und andererseits offene statisch instabile, aber dynamisch stabilisierte – Artikulationen eines solchen ‚prä-lebendigen‘ (eines im Kern indeterminierten, sich aber zugleich in Verbundenheit kreativ differenzierenden) Kosmos aufzufassen. (...) Das Phänomen des Lebendigen erhält seine überraschende Eigenart durch eine (aus instabilen Gleichgewichtslagen resultierende) Sensibilität, den ‚(prä)lebendigen‘ Urgrund aufzuspüren und ihn empfangen zu können.“

Potsdamer Denkschrift 2005

Ganz diesseitig Rilke lesend: Sternenstaub

Ja, daraus sind wir gemacht,
aus dem Staub solcher glänzenden Sterne.

In unserer kleinen Ewigkeit
atmen wir aufschauend, staunend
unter überfließenden Himmeln
oder uns gleichgültig fernem
in eisiger Kälte flammendem
prachtendem Funkenflug -

in einer uns kühlenden Nacht
ihrer Nähe angesichtig und Ferne.

Auf der dunklen, bergenden Erde,
uns umschauend, atmen wir bebend
alles irdische Elend und Glück.
In und um uns erleidend, erlebend
gegen die Kälte der Gleichgültigkeit
schlagen wir Funken zurück.

Dass nah-ferne Wärme werde
Auf dieser dunklen uns bergenden Erde.

**Enzensberger von neuem lesend:
Kleine Ewigkeiten – fast ohne Hoffnung**

Du sein, unter überfließenden Himmeln!
Wenn Rilke so die eine Schöpfung durchweht,
lächelt der große B.B.

Doch auch Diderot, früher Freigeist, ist überwältigt von ihr,
Ewigkeiten träumend mit Sophie im Tanz der Moleküle -
und stets fragend, bohrend.

Gleichgültig sind wir dem hinreißenden Weltraum, und nichts
ist gewaltiger als der Mensch für den Menschen
in seiner Lebenswelt.

Was wir tun, ist fast ohne Hoffnung und dauert nie. Gut:
Wir haben das längst begriffen, geben es zu; und
finden uns nicht damit ab.

Schüttete Wölfe; Verantwortung tragend für das
was sie tun - oder lassen, doch nie für die Folgen davon,
finden uns uneinsichtig.

Und wir, denen die Welt so erklärt wird, täglich auf's Neue,
eingewickelt von Rotation und Betrug, scheuen wir wirklich
die Mühsal der Wahrheit?

Oder ist sie die Zukunftsmusik, die uns nichts sagt, nicht zukommt,
nicht auf uns zukommt, nicht gehört, nie da ist, nie,
glänzend, ungewiß, fern?

Oder bringen wir auf
Genügend Wut und Geduld
um den feinen tödlichen Staub
in die Lungen der Macht zu blasen?
Können wir abhelfen dem Mangel
an Menschen, die es stumm tun
das Aussichtslose, und den Stein
hinauf rollen unter Gelächter -
und voller Zorn.

Aber warum, verdammt, verteidigt er sie,
die Wölfe, die im Rudel jagen,
der selbst abseits steht,
beobachtet,
bemüht um Distanz,
hellsichtig,
seinen Stein hinauf rollend
unter Gelächter
und voller Zorn.

Rettendes Geländer der Poesie: Wislawa Szymborska

Am Ende unseres Jahrhunderts
beharrst du
auf der Dringlichkeit der naiven Fragen,
die sich stellen -
unverändert.

Das rigorose Lächeln der Staatsmänner
enttarnst du,
forderst Gelassenheit im Handeln
angesichts der conditio humana,
der Trauer ausgesetzt.

Das kurze Leben unserer Ahnen
betrachtest du.
Und unser längeres, kurzes Leben?
ihm etwas hinzuzufügen,
sei es zu kurz.

Vor dem Gerippe des Gigantosaurus
triffst du uns,
Gipfelpunkt aller bisherigen Evolution,
wenn du uns zweifelnd fragst
nach uns'rer Verantwortung.

Nicht nur wie ein rettendes Geländer
gibt deine Poesie
stets sinnend, zweifelnd und fragend
mir Halt, sondern Raum
zu tätiger Muße.

Die nicht endenden Besonderheiten des Lebens,
beobachtest Du,
staunen machend mit Deinem Blick
auf unsere Menschenwelt,
die immer neu beginnt.
Und alle die Füllen der Vielfalt des Lebens
in Allverbundenheit
auf diesem kleinen, dunklen Planeten
lässt du uns spüren unter dem Licht
sehr ferner Sterne.

Meines Denkens Ausschweifungen
bereitest du anstößige Lust,
gibst Richtung und Raum, bisweilen,
erhellst die Gleich-Gültigkeit
alter Fragen, stets neu.

Aber du drängst mich auch, weiter zu fragen
nach freudigen Veränderungen,
die wir vollbringen, immer wieder
wir, die tätige Gattung
Mensch.

*„Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne.
Das rauschende Blau ist das Leben wert.
Erst recht das Reich der bemeisternten Töne.
Und das Wort, das die Lust und das Leiden vermehrt*

Eva Strittmatter

Entdeckungen und Zwiegespräch

Am Granitstein im Gras unter noch kahlen Buchen,
wo Buschwindröschenblüten dem Licht nachhaschen
und blasses Blau meinen Blick überwölbt,
da wurzele ich auch, aus vergessenen Tagen.

Da verträume ich mich, trachte neu zu suchen,
nach etwas das doch unwiederbringlich ist.
Drohe so meinen Teil an der Zeit zu verlieren
und so suchend des Augenblicks Glück zu versäumen.

Die Lust der Entdeckung meiner Kindheitsorte
in so leichten Worten, strahlend und schwer -
Und dann zugleich auch bedenkend den Ungeist
deiner Zeit, den du immer erst später erfährst.

Dieses Leben, das wir, uns aufgegeben,
so leicht verlieren, gedankenlos treibend,
machst du mir lebend'ger in Zwiegesprächen,
die du schreibend führst, aus Zwang und in Not.

„Gedichte können Menschen befähigen, sich selbst und andere besser kennenzulernen, Nuancen im Zusammenleben zu erfassen und zu verstehen.“

Lutz Görner über die Lyrik Heinz Kahlau

Aufhellend und Klar an seinem Ort: Heinz Kahlau

Es scheint, dass sie sich von selbst ergeben:
Worte und Sätze, Gedankenspiele.

Sie liefern Einsichten in das eigene Leben,
überraschend einfach, in selbst-verborgene Gefühle

Weißen Mann, in Deutschland geboren,
trotz schlechtester Aussichten mit Zugang
zu den geistigen Gütern deiner Zeit
hast du sie zugänglicher gemacht – für viele.

Gegen alles Elend der Welt hast Du
seine Schönheit erfahren und - zu zeigen vermocht,
dass wir alle wechselseitig an uns
sie erfahren können – und erfahrbar machen – einander.

Und dass wir sie gewinnen können, die Orte,
wo wir bleiben und die wir doch wohnlicher machen
und bedeutsam - durch Verse, die bleiben,
vielleicht, und sei's eine kurze Weile nur.

Gerne schriebe ich Verse wie Du,
die viele verstehen
und die es vielen verständlicher machen,
ihr Leben, in ihrer Zeit und an ihrem Ort.